

**Pfarrer Jörg Zimmermann
Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Predigt zu Johannes 6,30-35
am 30.07.2006**

„Das Volk sprach zu Jesus: Was tust du für ein Zeichen, damit wir sehen und dir glauben? Was für ein Werk tust du? Unsere Väter haben in der Wüste das Manna gegessen, wie geschrieben steht (Psalm 79,24): „Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen.“

Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel. Denn Gottes Brot ist das, was vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben.

Da sprachen sie zu ihm: Herr, gib uns allezeit solches Brot.

Jesus aber sprach: Ich bin das Brot daes Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“

„Die gute alte Zeit“ – liebe Gemeinde, nur allzu gern beschwören wir sie, wenn wir mit der Gegenwart nicht zurechtkommen. Das ist heute nicht anders als zu biblischen, zu alt- wie neutestamentlichen Zeiten. Ein Zeichen, das ist es, was die Leute von Jesus fordern. „Einfach so“ glauben, das ist ja wohl unzumutbar, damals wie noch früher und erst recht heutzutage. Und nicht nur einfach irgendein Zeichen wollen sie, nein: sie wissen schon sehr genau, was sie erwarten: etwas respektlos formuliert: „Mach uns den Mose! Manna – Brot vom Himmel; das machte uns're Väter froh, und uns heute ebenso!“

Ich kann sie schon sehr gut verstehen, die Zeitgenossen Jesu: eine tolle Geschichte ist das, die das Volk Israel da in seinem Glaubensgepäck hat. Ein Juwel geradezu: satt werden mitten in der Wüste – wenn das kein Gottesbeweis ist!

Wobei wir uns vielleicht erinnern: das ist wohl eher die verklärte Sicht viele Generationen später. Im 2. Mosebuch liest sich das alles weit nüchterner. Vielleicht wissen Sie ja, wie die Geschichte weitergeht, die wir da vorhin in der Lesung gehört haben: trotz der nachdrücklichen Mahnung des Mose, jeder solle nur seine Tagesration sammeln, tun einige ein Übriges, beginnen zu hamstern: man weiß ja schließlich nie, was morgen ist, nicht wahr? Der kluge Mann, die kluge Frau baut vor – oder etwa nicht? Wer weiß denn schon, was Gott morgen vorhat? Wir nehmen die Dinge lieber in die eigene Hand! – Soweit das „Gottvertrauen“ des Volkes Israel in der Wüste. Und schon sehen wir: der großartige Gottesbeweis: bei näherem Hinsehen entpuppt er sich als extrem kurzatmig! Die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens ließ so schnell nicht nach! Und die Bereitschaft, sich durch Gott vom einen auf den anderen Tag durchtragen zu lassen, sie war nie sonderlich ausgeprägt.

Für Jesu Zeitgenossen gilt das ganz genauso: im selben 6. Kapitel bei Johannes ist gerade noch das große Wunder der Speisung der 5000 berichtet worden – aber eine halbe Seite später brauchen die Leute schon ein neues „Zeichen“. Und in unserer schnelllebigen Zeit dürfte die Halbwertszeit des Eindrucks, den ein Wunder Gottes hervorrufen kann, eher noch abgenommen haben. Was habe ich mir nicht erzählen lassen von heiligen Schwüren, die von Angehörigen der Kriegsgeneration getätigt worden waren: Gott, wenn Du mich hier lebendig rausholst, dann werde ich dir den Rest

meines Lebens die Treue halten... Und wo sind die Massen geblieben, die Ende der 80er Jahre die ostdeutschen Kirchen gefüllt haben?

Jesus sieht sich veranlasst, gleich etwas geradezurücken in der Formulierung der Forderung, die da an ihn herangetragen wird: Ihr redet von Mose, was der Tolles vollbracht hat. Fehlanzeige! Wenn schon, dann blickt tiefer: nicht Mose hat hier etwas vollbracht, sondern Gott selber!

Diese kleine Korrektur in der Fragestellung ist für sich genommen schon ein Hinweis auf die ganze zugrundeliegende Problematik: die Leute sehen nur „das Zeichen“, „das Wunder“, ich könnte auch sagen: „das Phänomen“, „die Sensation“, „das Vordergründige“. Jesus lenkt den Blick gewissermaßen hinter die Kulissen auf den, der die Ursache des Wunders ist. Und hier liegt schon der entscheidende Punkt: wer bei der Sensation stehen bleibt, wer nur das Vordergründige sieht und festhalten will, findet nicht zu dem, was die Bibel „Glauben“ nennt. Für den ist es nämlich charakteristisch, dass er sich sozusagen notwendig aufs Glatteis begibt, dass er ein Risiko eingeht, dass er Vorschussvertrauen gibt, oftmals gegen jeden Augenschein!

Die Zuhörer Jesu geben durch ihre nun überlieferte Reaktion zu erkennen, dass sie davon bislang nichts begriffen haben: „Gib uns allezeit solches Brot!“ – Wir müssen diesen kleinen Wunsch ungefähr so hören: „Gib uns solches Brot, und zwar – bitte notier Dir's gut! – 7 Tage die Woche, 3 Mahlzeiten pro Tag, zu folgenden Uhrzeiten...“ Wer so redet, bleibt beim Vordergründigen; die Gabe ist entscheidend, der Geber hat im Grunde nur seine ihm von den Empfängern zgedachte Funktion zu erfüllen.

Das aber ist kein Glaube mehr; das ist nurmehr angsterfülltes Sicherungsbestreben, und mit der Erfahrung Israels in der Wüste hat es rein gar nichts mehr zu tun. Da kam das Wunder unverhofft; es kam nicht auf Bestellung, es rief vielmehr großes Erstaunen hervor: Man hu? Was ist das? – Und diese Unverfügbarkeit ist entscheidend für das Manna: kaum versuchen einige Israeliten es zu lagern, zu konservieren, wird es ungenießbar. Und ich sehe Gott im Hintergrund leicht verschmitzt grinsen: Nee, liebe Leute, so nicht; nicht mit mir! Ich erwarte Euer Vertrauen in mich, jeden Tag neu!

Nur wer so glaubt, liebe Gemeinde, wird sich nicht aus der kleinen Geschichte verabschieden, wenn Jesus jetzt alles auf seine eigene Person zuspitzt: Ich bin das Brot des Lebens. – Wir müssen uns wirklich vorzustellen versuchen, wie grotesk diese Worte aus dem Munde Jesu gewirkt haben müssen. Ein ärmlicher Mann aus Galiläa, gelernter Handwerker, praktizierender Wanderprediger – gut, hier und da offensichtlich mit erstaunlichen Fähigkeiten ausgestattet, aber eben doch letztlich ein Mensch wie du und ich. So einer: „das Brot des Lebens“, ja: „das Brot vom Himmel“? Das mutet doch alles eher ziemlich irdisch an!

Schalten wir nochmal einen Schritt zurück in die alttestamentliche Geschichte: mit den Wachteln und mit dem Manna, das ist eigentlich alles andere als ein Wunder: Die Wachteln, das sind Zugvögel, die auf ihrem Weg eine Pause einlegen, um neue Kraft zu schöpfen. Und schwach, wie sie da am Boden sitzen, sind sie eine leichte Beute für das hungrige Volk Israel. Das „Manna“ wiederum, das sind die Absonderungen der Wüstenpflanze mit dem Namen „Tamariske“, die zunächst zähflüssig sind, aber in den kalten Nächten hart werden und von der Pflanze auf die Erde fallen, wo man sie bequem aufsammeln kann. Bis heute geht das auf der Sinaihalbinsel und anderswo so.

Alles durch und durch erklärbare, natürliche, irdische Vorgänge. So wie Jesus eben auch durch und durch irdisch ist.

Zunächst also gerade nichts Übernatürliches, gerade kein Wunder. Aber nun kommt das Entscheidende: in der konkreten Situation, in der das Volk sich befindet, nimmt es diese natürlichen Vorgänge nicht als Selbstverständlichkeit, sondern – eben – als Wunder wahr! Es erkennt Gottes Hand hinter den eigentlich doch so natürlichen Vorgängen: Gott ist es, der es so fügt, dass Wachteln und Manna den Menschen, die sie brauchen, zum Wunder werden. Und bei Jesus ist das nicht anders: auf einmal machen da Menschen die Erfahrung: das Wort dieses durch und durch irdischen Menschen, all das, wofür dieser Mensch steht – es erweist sich für mich als DER Schlüssel zu meinem Leben, als DAS Heilmittel für meine Wunden, als DIE Nahrung für meinen Hunger und meinen Durst, als DAS Brot geradewegs vom Himmel, das ich brauche.

Vielleicht ist unser Hauptproblem heutzutage und hierzulande dies, dass unsere Lebensbedingungen sich in der Tat grundlegend von denen des durch die Wüste wandernden Volkes Israel und auch von denen der Zuhörer Jesu unterscheiden. Das Gefühl des Hungers ist uns fremd geworden, so satt sind wir, so erschütternd überfüttert. Auf der anderen Seite geht gerade mit unserer leiblichen Überfütterung häufig eine seelische Unterernährung einher, die ihrerseits erschütternd ist. Da lerne ich in unserem gutsituierten Pfarrbezirk einen Jugendlichen kennen, der in den Ferien nicht so richtig weiß, was er mit sich und seiner freien Zeit anstellen soll. Seinen Eltern geht er zuhause mehr und mehr auf den Geist, und was tun sie: sie schicken ihn mit 100 Euro in die Stadt: Kauf dir mal was Schönes! – Wo der Mangel an elterlicher Zuwendung durch „Zuwendungen“ kompensiert werden soll, da werden die Mangelerscheinungen mitten im Überfluss wohl eher noch zunehmen, und da braucht es „Brot des Lebens“ satt, liebe Gemeinde!

Was aber lässt nun Jesus als dieses dringend benötigte „Brot des Lebens“ erscheinen? Mit welchem Recht kann gerade er von sich mit reichlich Selbstbewusstsein diese Worte sprechen: „ICH bin das Brot des Lebens“? Ich finde, das alles Entscheidende dazu können wir gerade in der deutschen Sprache sehr schön zum Ausdruck bringen. Brot ist ja dazu da, „verzehrt“ zu werden. Und ich meine, von Jesus können wir nur sagen: er ist jemand, der sich „für andere verzehrt“, ja der sich „verzehren lässt“. Brot zu sein, das ist hier nicht ein passiver Zustand, sondern etwas höchst Aktives, das ist hier eine Lebenshaltung. Jesus geht ganz bewusst den Weg der Hingabe für andere, er geht für andere, er geht für uns „drauf“, fast hätte ich gesagt: er lässt sich für uns regelrecht in Scheiben schneiden! Und dabei ist er zugleich Geber und Gabe. Diese Hingabe ist noch etwas anderes als die Gabe des Manna im 2. Mosebuch. Ich möchte wahrlich nicht die eine Geschichte gegen die andere ausspielen, aber sie liegen dennoch nicht auf derselben Ebene. Jedenfalls sieht Jesus es unserem Text zufolge so: das Manna machte satt von Tag zu Tag. Von sich selber dagegen sagt Jesus: Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Wie ist dieser Unterschied zu verstehen?

Ich möchte versuchen, das durch Bilder, durch Geschichten zu begreifen: etwa so: die Speisung durch das Manna kommt mir so vor, wie wenn ich meinen Weg nicht weiß und einen Passanten frage. Er sagt zu mir: Da haben Sie noch einen langen, komplizierten Weg vor sich. Gehen Sie geradeaus weiter, dann die erste links, und dann die zweite rechts. Und bei der Tankstelle, die dann kommt, fragen Sie am besten noch

mal nach. – Jesus hingegen ähnelt dem Passanten, der zu mir sagt: Da haben Sie noch einen langen, komplizierten Weg vor sich. Kommen Sie, ich werde Sie begleiten und bis zu Ihrem Ziel führen.

Ich glaube, Zweierlei macht den Unterschied aus: zum einen: wenn Jesus nicht nur etwas gibt, sondern sich selbst, wenn er sich selber „verzehren“ lässt, dann setzt er seine ganze Person aufs Spiel, seine gesamte Existenz. Der von der Gabe getrennte Geber hingegen bleibt doch letzten Endes immer auf Distanz. Und der zweite Unterschied: wenn wir das erleben, dass da jemand nicht nur etwas, sondern sich selber für uns gibt, dann leuchtet die Unermesslichkeit dieser Gabe auf. Da können wir diese Gabe eigentlich gar nicht mehr messen, nicht mehr quantifizieren, und deshalb können wir sie auch nicht im strengen Sinne aufbrauchen. So paradox es klingt: gerade wo sich jemand für uns verzehrt oder verzehren lässt, ist seine Gabe unendlich, unüberbietbar, niemals wirklich erfassbar, niemals gänzlich verzehrbar!

Liebe Gemeinde: so sehr wir Grund haben, die wunderschöne Geschichte von der Speisung des Volkes Israel in der Wüste immer weiter zu erzählen, so sehr haben wir erst recht Grund, Christus als das Brot des Lebens anzunehmen, uns davon zu ernähren und diese Nahrung mit anderen zu teilen. Sie wird gerade dann erstaunlicherweise nicht weniger werden, sondern alle sättigen, die danach verlangen. Amen.